

Fünftehnter Sonntag.

Eigentlich bin ich ganz müde und es ist mir ganz lieb, daß ich mich beim Schreiben ausruhen kann. Otto und ich haben uns furchtbar ausgearbeitet, denn wir legen uns einen Garten an.

Neben dem großen Garten liegt ein kleines Stück Land ganz wüst, und das hat Papa uns geschenkt, und wir wollen einen Garten daraus schaffen. Eben jetzt sind wir bei der schlimmsten Arbeit, denn wir werfen einen Wall auf, rings umher; das ist kein Spaß! Wir haben uns dazu von unserem Gelde eine Schiebkarre angeschafft, Hacken, Schaufeln, Spaten und Harken; das hat uns viel Geld gekostet, aber haben mußten wir das Alles doch.

Wenn der Wall fertig ist, wollen wir einen Brunnen graben; das können wir leicht; dicht neben unserem Lande fließt ein klarer Bach, da graben wir nur eine Rinne und hernach ein kleines Loch, so ist der Brunnen fertig. Dann theilen wir das Land ein, zum Nutzen und zum Vergnügen; zum Nutzen, das sind die Beete, wo Kohl, Bohnen, Erbsen, Salat, Rüben, Radiesen, Gurken, Wurzeln und Rettig gepflanzt und gesäet werden; zum Vergnügen, das ist der Raum, wo Blumen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren gepflanzt werden. Dann theilen wir diese Abtheilung wieder in zwei Hälften, eine für Otto, eine für mich. Ein kleines Beet mit Erdbeeren wollen wir auch für Marie anlegen, damit soll sie überrascht werden.

Das Land, welches wir zum Nutzen bestimmt haben, wird uns hoffentlich auch recht viel Nutzen bringen, denn die liebe Mama will uns Alles mit haarem Gelde abkaufen, was wir davon gewinnen. Das wird eine Lust werden, wenn wir dann mit dem ersten selbst verdienten Gelde klappern können. Wenn ich mich nur mit Otto über die Verwendung des Geldes werde einigen können. Der hat immer

so großartige Pläne, und träumt jetzt schon von einem japanischen Gartenhause. Ich denke mehr an das Nützliche, und vor allem an die Vermehrung und Verbesserung der Geräthe für unsere Gartenarbeiten.

Mama kommt jeden Tag und sieht die Fortschritte unserer Arbeit; Tante Susanne kommt auch, aber nur um zu necken. „Euer Garten ist wie die Wüste Arabiens, wo kein Wasser fließt und kein Strauch wächst.“ Das bekommen wir immer zu hören. Mitunter stellt sie sich mitten in den Garten und sagt: „Ich bin die Palme Indiens!“ Otto fragte leßthin: „Was sind wir denn aber?“ „O, mein guter Junge,“ antwortete sie, „Du bist jedenfalls ein Kameel!“ Ich fragte lieber gar nicht. — Aber doch haben wir Tante Susanne sehr lieb. —

In diesen Tagen war ein Freund von Papa hier, der in Algier war und zu seinem Vergnügen dort mitgekämpft hat. Der erzählte viel von den Arabischen Stämmen, von ihren Pferden und Zelten. Otto und ich hörten immer zu und fragten auch manchmal, z. B. nach dem Atlas und nach solchen Dingen.

Für Mama hat er Allerlei mitgebracht, ein großes Glas mit Rosenöl in einem Beutel von Sammet mit Gold gestickt und Pantoffeln, in Gold und Seide gestickt, und ein schönes rothes Tuch. Für Papa allerlei Sämereien von Cappflanzen, die hier in Töpfe gesäet, und in's Treibhaus gestellt werden sollen. An dem Tage, als dieser Freund hier war, ich glaube, es war am Donnerstag, — nein, es war Mittwoch, das ist gewiß, bekamen wir schöne, frische Feigen zum Nachtsch, aber als der fremde Herr, auf Papa's Bitte, davon gegessen, schnitt er ganz entsetzliche Gesichter und sagte: „Eßt doch das erbärmliche Zeug nicht; hier, bei uns zu Lande, weiß man gar nicht, was eine Feige eigentlich ist. Hier ist es eine wässerige, fade, miserable Frucht.“ Papa lachte und sagte: „Nun, wir können doch nicht Alle, gleich Dir, nach Algier reisen, und so ist uns das Schlechte gut genug, weil wir das Bessere nicht kennen.“ —

Otto sagte hernach: „Nach Algier, da möcht' ich hin, denn wenn diese Feigen schlecht sind, wie mögen dann die schmecken, die gut sind!“ „Ach,“ erwiderte ich, „um solcher Dinge willen mache ich keine so weite Reise,“ aber

er meinte, die Feigen gingen in den Kauf, und er bekäme dann doch viel Schönes zu sehen, die Maurischen Stämme, die Pferde und Gazellen, die hohen Gebirge und das weite, prächtige Meer, und alle die verschiedenen Trachten. Dagegen konnte ich nichts sagen, denn das möchte ich auch wohl sehen. — Herr Flohr ließ uns auf der Karte alle Punkte auffuchen, welche der fremde Herr genannt hatte, das unterhielt uns sehr, und von Allen wußte Herr Flohr uns Manches zu erzählen.

Am Freitag zog ein Trupp Zigeuner durch diese Gegend und hatte sich ganz in der Nähe gelagert. Wir durften mit Herrn Flohr gehen, ihre Wirthschaft anzusehen. Das sah eigentlich ganz lustig aus; es war Abend und ganz wunderschön warm, und die ganze Gesellschaft, 5 Frauen, 6 Männer und 4 Kinder, hatten sich auf ein Stück Rasen am Wege gelagert.

Sie hatten einen großen Hund bei sich, der zog ein Schleifrad, und einen Esel, der trug Gepäck, und dann noch zwei ganz kleine Hunde und zwei Ferkel. Die Männer schliffen Messer und Scheeren und banden Siebe ein, die Frauen deckten Tücher über das Gras, und stellten Taf-

fen und Teller zurecht. Ihr Abendessen bestand aus Milch, Brod, Butter, Speck und Käse.

Die Männer hatten ganz kohlschwarzes Haar und recht glänzende Augen und ganz weiße Zähne, aber sie sahen, und die Frauen und Kinder gleichfalls, furchtbar gelb aus, fast braun. Uebrigens waren sie ganz lustig, und sprachen viel in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Um eine Gabe baten sie nicht, aber sahen uns sehr dreist und neugierig an. Otto und ich beschenkten die Kinder mit einigen Pfennigen. Dem einen kleinen Hunde hatten sie ein Halsband gemacht von dem abgetrennten Stücke eines Strumpfes, und daran ein Glöckchen gehängt. Darüber lachten wir unmäßig.

Für Heute ist es damit wohl genug.

Wilhelm.
